

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 305.

Sonntag, 6. November

1932.

## Im Zick-Zack

## durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

32. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Das kann ich nicht und will ich nicht“, sagte er herrisch. „Um still zu sein, bin ich nicht gekommen. Höre: ich mußte nach Wien — einer Erbschaftsangelegenheit halber, eines tollen Dufels wegen — ich habe einen schönen Bagen geerbt, Rest einer alten Abfindung, aber das ist eine Sache für sich. Ich hielt es da unten sowieso nicht mehr aus, ich ertrug es nicht länger, ich mußte dich wiedersehen — oder muß in ein Herzbad, denn mein Herz ist krank. Mein Kopf auch — manchmal fürchte ich mich vor dem Überschnappen — und ich muß dir sagen, daß du die Schuld an dem Komplex meiner Krankheit trägst.“

Der Ton war so, daß sie wieder lächeln konnte. „Schwer leidend siehst du nicht gerade aus“, warf sie ein.

„Das täuscht“, erwiderte er hastig, „es sieht alles innerlich. Jutta, weißt du, wie alt ich bin? Du kannst es in jedem Künstlerlexikon finden, in den neuen Brodhaus komme ich übrigens dito. Noch mal so alt wie du, aber das besagt gar nichts. Jünger als deine Mutter. Das hat damals auch nichts besagt. Abgesehen von meinem Augenblichleiden bin ich kerngesund, stehe in Bayern in Ansehen und darüber hinaus, meine Kunst ernährt mich, und nun bin ich auch noch privatim recht wohlhabend geworden.“

„Gratuliere!“

„Danke! Aber das Glück meines Lebens ist das doch nicht. Dazu fehlst du mir noch.“

Sie zog die Hand zurück, nach der er faßte. „Sixt, sei verständig“, sagte sie. „Ich bin es auch. Du sagst, du liebst mich. Schön! Was soll ich denn aber mit deiner Liebe anfangen? Nimm an, ich erwiderte deine Liebe, es ist nicht der Fall — es ist nicht der Fall, doch nimm's einmal an: heiraten können wir uns ja doch nicht.“

„Stimmt, ein blödsinniges Gesetz ist dagegen. Wir sind gar nicht blutsverwandt, aber es ist nun einmal so: da ich mit deiner Mutter verheiratet war, gleich, wie lange, darfst du nicht meine Frau werden. Immerhin, es gibt noch Länder auf unsrer Erdkugel, wo man weniger verdrehten Ansichten huldigt. Ich brauche nur den Glauben zu wechseln, doch auch das ist nicht einmal nötig, beispielsweise in —“

Doch da berührte sie mit ihrer Hand seinen Arm. „Sprich nicht weiter“, fiel sie ein, „du redest in die Luft, lieber, guter Sixt. Glaubst du denn, daß meine Mutter — ach Gott ja, Mama würde vielleicht auch mit unsrer Ehe einverstanden sein, aber mein Vater niemals — niemals, Sixtus.“

„Wir könnten auch ohne seine Einwilligung glücklich werden, Jutta. Immer vorausgesetzt, daß du mich lieb hast, wie ich dich.“

Sie starrte erschreckt in seine Augen, machte eine

kleine abstrebende Handbewegung und rückte an ihrem Stuhl.

„Laß uns aufbrechen“, bat sie, „es ist spät geworden — und diese Unterredung führt auch zu nichts.“

Sie wollte sich erheben, doch Sixtus hielt sie zurück. „Noch einen Augenblick, Jutta“, sagte er. „Ich kann nicht verlangen, daß du mir in dieser Stunde Entscheidung gibst. Selbstverständlich nicht — es steht zu Starke auf dem Spiel. Du mußt dich erst prüfen. Du mußt dich ehrlich mit deinem Herzen auseinandersetzen. Ich lasse dir Zeit. Morgen früh muß ich nach Wien zurück — es sind da noch allerlei Formalitäten zu erledigen, die ein paar Wochen in Anspruch nehmen können. Dann aber frage ich wieder an. Bleibst du in Zürich?“

Sie nickte, sie schüttelte den Kopf, sie sammelte im wirr gewordenen Hirn die Gedanken. „Ja“, antwortete sie mit schwerer Zunge, „natürlich bleibe ich hier, jedenfalls bis Mitte Jänner, dann wollte ich auf kurze Zeit nach Grindelwald oder Mürren, mich mit den alten Pensionsfreundinnen treffen . . . Nun komm, Sixtus!“

Sie stand entschlossen auf. „Gut“, sagte er, „Mitte Januar, da kann ich in Wien längst fertig sein . . .“ Er rief die Kellnerin.

Draußen wollte er mit Jutta in ein Auto steigen. Aber sie wollte allein nach Hause fahren, ein jähes Furchtgefühl bedrückte sie. Sie reichte ihm die Hand und hätte beinahe einen Schrei ausgestoßen, so schmerzhaft spürte sie seinen Händedruck. Wenn er mich nur nicht wieder küssen will, dachte sie angstvoll. Nein, das geschah nicht. Er half ihr in den Wagen, schlug die Tür zu und blieb auf dem Steig stehen, bis das Auto anrückte. Sie sah durch das Fenster noch seine grüßende Rechte und lehnte sich gebrochen in die Polster zurück.

Alles war Gefühl in ihr, kein überlegendes Denken. Aber dies Gefühl, geliebt zu sein, zum erstenmal und aus allen Tiefen der Leidenschaft, griff in den innersten Kern ihres Lebens, stürmte durch ihre Adern, erregte in dunklem Drang ihre Instinkte. Es war ein Zugreifen ihrer Jugend, aus Unbewußtem und Unerklärtem, daß sie sich nicht gegen seine Liebe wehrte, sondern sie im gitternden Herzen mitempfind, mit einem sonderbaren Weh und einer beängstigenden Sehnsucht — wonach? Mein Gott, wonach? Nach einem Wort von ihm, nach einem Wort der Liebe — das klang so unverderbt von seinen Lippen, nicht im Komödientil, unpathetisch und heiter wie ein Frühlingsgruß. Noch einen letzten Kuß von ihm, den hatte sie gewünscht, und nun stieg das Verlangen heiß in ihr Blut. Jawohl, sie hatte ihm gesagt: Ich liebe dich ja gar nicht wieder, aber nimm es an — nahm er es an? Ganz gewiß, er glaubte es zuversichtlich, er war sich sicher, sonst hätte er nicht so gesprochen und in dem besessenen Egoismus seiner Leidenschaft ein Opfer von ihr verlangt, das unmöglich war.

Unmöglich! Das wiederholte sie sich im ratternden Wagen und schaute in die fließenden Regentropfen, die

über das Fensterglas rannen. Was wußte sie von Blutsverwandtschaft oder nicht und von den Ehegesetzen im Lande und jenseits der Grenze? Nichts! Aber hatte er nicht gesagt, irgendwo — irgendwo herrsche eine größere Freiheit der Sitten, da wollte man hin? Auch ohne des Vaters Einwilligung — und das war gewiß: nie und nimmer würde der zugeben, daß sie den Mann heiratete, der einmal der Gatte seiner Frau gewesen war. Und, ho! wo hinaus wollte Sixtus, diese Zustimmung zu erzwingen oder umgehen? Wollte er heimlich mit ihr davon, durchbrennen, wollte er sie entführen?

Nein, das war veralteter Unsinn — und genau in dem Augenblick, da sie dies dachte, und Traumschatten verbotener Romantik filmisch an ihr vorüberhuschten, blitzte es durch ihr Sinnen: hatte sie ihn lieb genug, um das Höchste und Schlimmste zu wagen? — Nein, schrieb sie sich selber zu, das will ich nicht, mein Vater steht mir näher als er . . . und halblaut sprach sie ein oft gebrauchtes Verbwort aus ihrer Pensionszeit vor sich hin: „Quatsch!“ sagte sie. —

Hinter der dunklen Glastür der Vordiele oben in der Wohnung flammte das elektrische Licht auf, drinnen schlug Sohmemann an, der Vater selbst öffnete ihr, und schweißwedelnd, mit liebevollen Kehltönen, umkreiste sie der Köter.

„Na endlich, Kind,“ sagte der Generalkonsul, „es ist spät geworden — ich fang schon an, mich zu sorgen, da bin ich denn aufgeblieben, die Bellot hat sowieso wieder mal ihren vierteljährlichen Hexenschuß. Nun, wie verließ dein Maidenspech?“

„Günstig, Papa, aber dann trachte es . . .“ Und sie begann schon im Vorflur zu erzählen, was sie während des Vortragsabends gestört hatte, legte Hut und Mantel ab und trat mit dem Vater in das Wohnzimmer, ließ sich in einen Sessel fallen und endete ihren Bericht.

Döhler nickte. „Dacht' mir's beinahe“, sagte er. „Willi Kongo ist ein Querkopf, gut zu leiden, aber ganz ungeklärt, Amateur nach allen Richtungen hin und ein unsicherer Kantontist. Tutta, ich wollte dir die Freude an deiner Sache nicht verderben, aber nun kann ich es ja aussprechen: Mit sonderlichem Vergnügen habe ich die Saalpropaganda für eure Kunst nicht begrüßt. Es gibt bessere Mittel, das Interesse weiterer Kreise für sich heranzuziehen. Ich muß auch in meiner Stellung vorsichtig in bezug auf die Öffentlichkeit sein — wer weiß freilich, wie lange ich noch in Amt und Würden bleibe.“

Tutta schaute dem Vater betroffen in das Gesicht. Zum erstenmal fiel ihr ein vergrämter Zug um seine Mundwinkel und der müde Ausdruck seiner Augen auf.

„Was ist los, Papa?“ fragte sie. „Hast du Ärger mit Berlin gehabt?“

„Ja“, entgegnete er, „offenbare Zurücksetzung — es hub schon im Sommer an, aber ich wollte nicht unnötig davon reden und dir den Kopf heiß machen, hoffte auch, die Sache würde sich noch regeln lassen. Die neue Regierung sucht natürlich nach Futtertätschen für die eigenen Parteien. Das ist gewöhnlich so und liegt in der politischen Selbstsucht. Jedem Wechsel im Regierungssystem folgt unweigerlich auch ein Stellenschub. Darauf muß man vorbereitet sein. Aber gewisse Rücksichten kann man wohl verdienten Beamten gegenüber nehmen — und die hat man bei mir außer acht gelassen.“

„Man will dich doch nicht abbauen?“ fragte Tutta von neuem. Die Miene ihres Vaters gefiel ihr nicht, er machte sich sichtlich Sorgen um die Zukunft.

„Nicht gerade abbauen“, gab er zurück, „das kann man nicht gut. Man will mich verschleppen, will einen guten Freund, dem es in Nitaragua nicht mehr behagt, an meine Stelle setzen und mich selbst nach Port Said transportieren. Natürlich mit vielen schönen Redensarten, aber ich pfeife darauf. Port Said hat kein Generalkonsulat, auf das ich Anspruch habe — ich sage dir ganz offen, daß ich sogar auf einen Gesandtenposten gerechnet habe. Den hätte ich angenommen, selbst im entlegensten Ausland. Aber disqualifizieren lasse ich mich nicht. Da habe ich denn einfach meinen Abschied erbeten.“

Tutta erschrak. „Mein Gott, Vater“, rief sie, „war das nicht voreilig? Du bist an Tätigkeit gewöhnt — und auch noch zu rüstig, um dich schon zur Ruhe zu setzen.“

„Will ich auch nicht, mein Kind. Die abgesetzten Diplomaten pflegen sich gewöhnlich auf ihre Güter zurückzuziehen und schreiben da ihre Erinnerungen nach Wahrheit und Dichtung. Die Memoirenliteratur denke ich keinesfalls zu vermehren, Güter besitze ich auch nicht, aber ein nettes kleines Anwesen möchte ich mir kaufen und selbst bewirtschaften. Das wird mir Spaß machen, und du kannst mir dabei helfen — du liebst ja das Landleben vom Erlenhof her.“

„Gewiß liebe ich es — wo willst du dich denn ankaufen? Doch wohl im Reich?“

„Nein, da zieht man mich wieder in die Politik hinein, vielleicht bietet man mir auch noch nachträglich ein Amtchen als Beruhigungspulver an. Ich will hierbleiben, Tutta — ich habe die Schweiz lieb gewonnen und werde sicher einen Fleck Erde finden, auf dem ich mich niederlassen kann, weil er mir zusagt — gottlob brauche ich ja auch nicht allzu ängstlich zu rechnen. Voraussetzung ist natürlich immer, daß du bei mir bleibst.“

„Versteht sich von selbst, Papa. Ich gehöre zu dir.“

„Benigstens bis zu dem Augenblick, da du dich verheiratest.“

„Das eilt mir nicht“, sagte sie leichtthin und fühlte fast gleichzeitig, daß mit rücksichtsloser Raschheit ein aufwühlender Gedankenstrom an ihr rüttelte. Ein Blick von unten auf streifte den Vater. Sie senkte den Kopf und schwieg — bis Döhler verwundert fragte: „Was hast du denn, Kind? Du bist ja auf einmal so versonnen? Geht dir wieder deine ‚wachsende Wohnung‘ durch den Kopf?“

„Ei nein, Papa — im Augenblick nicht — ich dachte an ganz etwas anderes . . .“ Sie sprang auf und setzte sich ihrem Vater auf den Schoß, gab ihm erst einen Kuß und fuhr dann weich und bittend fort: „Darf ich dir sagen, was ich dachte, ohne daß du mir böse bist?“

Er lachte. „Ich bin auf Zürcherliches gefaßt, Tutta. Solltest du dich verliebt haben?“

„Das würde ich dir erst anvertrauen, wenn Ernst dahinter steckt. Nein — ich habe bloß überlegt, ob es nicht die beste Lösung für mancherlei Divergenzen in unserem Leben wäre, wenn du dich mit Grittie, mit meiner Mutter wieder vereinigst.“

„Aber, Tutta“, rief er, — „bleib sitzen, ich laß dich nicht fallen — wie kommst du auf diese Idee?“

„Du selbst hast mich darauf gebracht — weil du davon sprachst, dich in der Schweiz ansiedeln zu wollen. Ich wußte ein Objekt für dich: den Erlenhof. Werde nicht ungeduldig, ich muß dir alles erklären. Mutter hat mir von eurer Konferenz in Interlaken erzählt.“

„Von uns Männern hat sie Verschwiegenheit gefordert.“

„Mir gegenüber war die nicht nötig — es kam so von selbst an einem regnerischen Abend, daß Mutter mir ihr Herz aufschlug — und ich war ihr dankbar dafür.“

(Fortsetzung folgt).

## Bergwald im Herbst.

Ein sanft gewellter Höhenrücken,  
Den stiller, grüner Baumbestand  
Und blumentreiche Wiesen schmücken.  
So wird im Buch der Wald genannt.

Ich kann euch anderes berichten:  
An einem Herbsttag schritt ich aus  
Durch Buchengrün und dunkle Fichten  
Den Wald hinan im Sturmgebraus.

Ein Wirbel kammte rauh die Wiesen  
Und höher dann, im Bergeshain,  
Klang's wie ein Lied von tausend Riesen,  
Und tiefe Orgeln stießen ein.

Das Domgewölbe stand in Bränden.  
Da — in dem Rausch von Glut und Sang —  
Griff ich ans Herz mit beiden Händen,  
Weil mir dies Lied des Lebens klang!

Ernst Bergfeld.

# Eine romantische Liebesgeschichte aus Lappland.

Von Wilm Fehr. v. Münchhausen.

Als Nora Halverson ihr Herz und ihre Hand einem andern gab, ging Roar Torjel einige Tage wie betäubt umher. Dann faßte er plötzlich einen Entschluß, packte mehrere Koffer, nahm von niemandem Abschied und kam nach langer Fahrt in Abisko, nördlich des Polarkreises, an. Er ließ sich, sein Gepäck und seinen Hund an das andere Ufer des grünen Torne-Traest übersetzen und mietete ein rotes Blockhaus, das gewöhnlich einem Fellschneider aus Elvegaard als Jagdhütte diente. Dort holte er Bände von Hamsun, Sopholles und Aristoteles hervor, häufte Grammophonplatten mit Motiven von Beethoven, Humperdink und Hindemith auf und errichtete eine Radioantenne. Im weiten Umkreise wohnte keine Menschenseele: die Zivilisation war an ihren Grenzen angelangt. Roar Torjel umgab nun Einsamkeit und Verlassenheit . . .

Eines abends sitzt er rauchend vor dem prasselnden Feuer des Kamins und brät rotwangige Äpfel. Draußen flimmern Myriaden von Sternen über leuchtendem Schnee. Der Hund spitzt plötzlich die Ohren und macht knurrend einen Satz zur Tür. Jemand klopft. Ein junges Mädchen kommt hastig herein. Es schüttelt den Schnee ab und schäft sich langsam aus seinem dicken Pelz. Voller Verwirrung betrachtet er sie. Gibt es in Mooren und auf Schneebedeckten Kuppen noch Feen?

Im Lichte des Feuers blühen ihre Lippen wie dunkle Rosen, ihre schönen Augen strahlen. Unter ihrer Fellschürze leuchtet blondes Haar. Sie tritt an den Kamin und streckt ihre Hände den wärmenden Strahlen entgegen. Langsam weicht die Erstarrung und macht einer überraschenden Lebendigkeit Platz. Sie beobachtet ihn verstohlen und lächelt ein wenig, da sie seine Verwirrung bemerkt.

„Nein“, sagt sie, „ich komme nicht aus einem Märchen! Mein Schneeschuh brach und darum habe ich mich verspätet und kann nun nicht mehr nach Abisko zurück . . . vielleicht kann ich die Nacht über hier bleiben?“

„Natürlich“, erwidert er bereitwilligst, „Sie können meine Kammer bekommen . . .“

„Und Sie selbst . . .?“

„Ich schlafe hier im Lehnstuhl neben dem Kamin.“ Und davon läßt er sich nicht abbringen.

Sie trinken und essen und sehen sich mit hellen Augen an; sie reden und reden! Sie weiß, wer er ist, denn man kennt jede lebende Seele am Torne-Traest, er aber hat nie von ihr gehört. Sie kommt zu ihm wie die verwunschene Prinzessin aus dem phantastischen Märchen des eisestarrten Lapplands, wie im Traum oder unter geheimem Bergzauber. Er sieht ihre zarten Hände, ihre feinen Bewegungen, und er spürt den Duft, der mit ihr in den Raum eindringt, der bisher nur die Herbe des Tabakrauches lennt.

Der Wein, der Duft, ihre Augen, ihre Lippen, ihr Haar und die Musik, die aus dem Äther kommt, berauschen ihn. Wochenlang hat er einsam und mit wunden Gedanken und Gefühlen zugebracht, jetzt quillt tiefe Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft in ihm auf. Seine Augen werden weich, und die Härte, die seinen Mund umlagert, verschwindet. Das Zusammensein mit dem blühenden jungen Mädchen weckt tief in seinem Innern all das Weh, das er in der Einsamkeit zu verlieren hoffte. Schmerzhafte Erinnerungen ziehen heran . . .

„Ich stehe er auf. Schwer atmend, sagt er, er müsse nach den Wolfsskallen sehen, die der Lappe Kuslar in der Nähe gespannt habe. Ihr schießt das Blut in die Wangen; sie ahnt den Grund seiner Anruhe. Sie dankt ihm leise für den schönen Abend und für die Gastfreundschaft und bietet ihm mit bebender Stimme „Gute Nacht!“ Und nun steckt Roar sein Jagdmesser in den Gürtel und zieht die Pelzjacke an, setzt die Mütze auf und geht, von innerer Spannung getrieben, mit seinem Hund ins Freie.

Gliederte Eiszapfen hängen vom moosbewachsenen Dach des Blockhauses. Aus dem Kamin steigt dunkel der Rauch und löst sich geheimnisvoll in der eisigen Luft. Das Wetter schlägt um. Vom Westen ziehen geballte Schneewolken heran. Das Sternmeer verbirgt sich allmählich hinter zarten Nebelschleiern. Der Schnee verliert sein Leuchten und hüllt sich in gespensterhafte Schatten von unheimlichen Umrissen. Noch glänzt im Süden der Torne-Traest unter rieselndem Mondlicht. Aus unendlicher Tiefe des Sees scheint Scheint Schimmern emporzusteigen. Gegen Westen riegeln gewaltige Berge den Blick ab, und im Osten liegen schweigend eisbedeckte Tannen und funkeln in der Nacht.

Roar geht gegen Norden. In seinen Gedanken mischen sich bunt Gegenwart und Vergangenheit. Schmerz und Hoff-

nung füllen sein Herz. Der Schnee häubt und nur das ferne Heulen der Wölfe unterbricht das lastende Schweigen. Alle Schatten der Mitternacht brechen, in Zauber und Geheimnis gehüllt, hervor. Dunkel und drohend leuchten Berghänge; in der Ferne schäumt und braust wild der Torne-Traest.

Roar überläßt sich ganz seinen Gedanken und Gefühlen. Er achtet weder auf Richtung noch Umgebung. Nichtsahnend streift er durch Tannenstämme und über freie Schneeflächen — und doch liegt sein Schicksal dicht vor ihm! Jäh reißt ihn aus Träumen und Sinnen ein Klirren von hartem Stahl; ein jurchtbarer Schlag trifft ihn. Er stürzt und kann sich vor Schmerz und Betäubung kaum mehr rühren. Er hat die Wolfsskallen vergessen und nun hält ihn zackiges Eisen mit unlöslichen Banden fest! Blut sickert aus dem Stiefelschaft. Er kann das linke Bein nicht mehr bewegen . . .

Roar weiß, daß nur scharfes und schnelles Denken ihn vor Erfrieren und Verbluten . . . und vor den Wölfen retten kann! Er tastet nach seinem Messer, seiner einzigen Waffe, und legt es neben sich auf den blassen Schnee, der unter seinem heißen Atem schmilzt und eine dunkle Lache bildet, in der sich Moose und Flechten zeigen. Der Himmel wird trüber und drohender. Der Hund legt sich neben ihn; sein Hauch bildet in der eiskalten Luft bewegliche Schleierballen.

Roar kommt zu der unausweichlichen Erkenntnis, daß nur das fremde Mädchen ihn aus der eisernen Klammer und vor dem Tode retten kann. Er streicht dem Hund vom Blut, das den Schnee rötet, über den Kopf und deutet ihm, zum Blockhaus zurückzukehren. Das Tier versteht und verschwindet im Tannenstand. — Das Blut wird ihr erklären, daß ich in Gefahr bin, denkt Roar. Er reißt sich die Hände warm, zündet seine Pfeife an und breitet Schnee über sich aus, um die beißende Kälte abzuhalten. Er ergibt sich in sein Schicksal . . .

Langsam wandern die Sterne . . .

Kriecht der Tod schon über die Hänge? Wartet er schon hinter schneegekrönten Tannen?

Er weiß nicht, wie lange er geschlafen hat, aber als er die Augen öffnet, findet er sich in seinem Bett und Alf Ger, der alte Arzt aus Abisko, beugt sich mit funkelnden Brillengläsern über ihn.

„Nur Ruhe, Torjel! Diesmal sind Sie gut davongekommen. Meine Tochter, der Sie Unterkunft für nur eine Nacht gern gewähren wollten, hat Ihnen das Leben gerettet und schlaflose Nächte an Ihrer Seite verbracht.“

Lächelnd tritt der Arzt zurück und nun sieht Roar Borg-hild, mit der er zwei Monate später in der alten ehrwürdigen Kirche in Abisko getraut werden sollte, voller Schönheit im Rahmen der Tür stehen, Tränen der Freude und der Liebe in den großen Augen, die es ihm vom ersten Sehen her angetan hatten.

## Der Herr vom Unterbett.

Von Wilhelm Pichtenberg.

Der Zug Leipzig—Frankfurt a. M., ab Leipzig 22.30 Uhr.

Wie durch ein Wunder habe ich noch im allerletzten Moment eine obere Bettart für den Schlafwagen bekommen. Hinterrum. Bornerum war nichts mehr zu machen. Alles belegt. Der Gedanke ist tröstlich, die Nacht nicht in Kleidern verbringen zu müssen. Sehr tröstlich, sogar. Bin nur neugierig, wer mein Schlafgenosse ist. Der Herr vom Unterbett. Hoffentlich ein netter Mensch! Denn sonst . . .

Also, fünf Minuten vor Abgang bin ich in meinem Schlafwagen. Oberbett — nicht sehr angenehm! Aber, man muß noch zufrieden sein . . . Vorsichtig bin ich allein im Abteil. Mein Herr vom Unterbett scheint sich Zeit zu lassen. Na, ein Kernöser ist es nicht! Das steht fest. Auch schon etwas.

Ich nütze die Zeit des Alleinseins. Wenn einmal zwei in dem kleinen Abteil sind, gehts ohne Reibungen nicht mehr ab. Leichter angelegt — und hinauf. Oben, am hängenden Bett gelandet, sehe ich mich mal hin und hole Atem. Das Auskleiden ist immer so unständig da oben! Aber der Genosse meiner Fahrt ist noch immer nicht da. Ob ich am Ende allein bleibe? Nicht anzunehmen. Allerdings, es gibt Wunder . . .

Ich ziehe also den Rod aus, indem ich mit den Beinen baumele. Vorsichtig, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Der Zug steht noch und es geht.

Gerade als der Rod am Hals hängt, kommt das Signal zur Abfahrt. Draußen noch ein bisschen Aufregung, dann ein Rud — Achtung, festhalten da oben — und wir rollen schon. Teht wird das weitere Auskleiden schon umständliche

Und mein Unterherr . . . ?

Da ist er schon. Es war vorauszusehen. Möglich wird die Tür aufgerissen und da ist er. Donnerwetter, wie sieht der Mensch aus...! Kleiner rundlicher Kerl, in einen weiten, düsteren Mantel gehüllt, Kappe tief, tief ins Gesicht gedrückt. Von dem Gesicht ist vorläufig nur ein stacheliger, roter Schnurrbart zu sehen. Und eine drohend vorgehobene Unterlippe.

Lieber Gott, ich bin nicht ängstlich. Aber beim Anblick dieses Schlafgenossen zude ich doch ein bißchen zusammen. Ich bin ein Physiognomiker. Eine Nacht mit diesem Schnurrbart und dieser Unterlippe... na, ich danke!

Gegrüßt hat der Mensch nicht beim Eintritt. Er bleibt nur mitten in dem kleinen Abteil stehen, hebt den Kopf mit einem Ruck und mustert mich. Stehende, böse Augen sehe ich jetzt... So sind wir uns eine Weile Aug in Aug gegenüber. In der Verlegenheit ziehe ich die Beine an, um nur irgend etwas zu tun. Aber er rührt sich noch immer nicht. Sein Blick umklammert mich gleichsam, dann streicht er meinen Körper entlang und bleibt schließlich an dem Knochentast, der schon am Hals hängt. Ein kurzes Kopfschütteln, eine Miene der Zufriedenheit und ein Ruck zur Tür sind die nächsten Lebensäußerungen meines Schlafgenossen vom Unterbett.

Ich glaube, Mut zeigen zu müssen und brülle ihn an: „Guten Abend sagt man, wenn man ein Schlafwagenabteil betritt!“ Er wendet sich mit einem Ruck nach mir und zeigt nicht übel Lust, mir an die baumelnden Beine zu fahren. Dann überlegt er sich anscheinend. Grinst nur. Grinst entschuldigend höhnisch und nickt mir zu. Antwort kommt keine. Entweder ist der Mensch taubstumm oder wahnsinnig. Taub ist er allerdings kaum, denn er hat mich gehört. Also... Na, angenehme Ausfichten!

Mit zwei kurzen, energischen Schritten geht er zur Tür. Drückt den Hebel nieder und sperrt ab. Dann wendet er sich um, drückt den breiten, kloßigen Rücken gegen die Tür und starrt zu mir herauf. Allmächtiger Gott, er sieht jetzt aus wie die Hexe aus Hänsel und Gretel, die Menschenfleisch wittert. Nur fehlt mir leider die holbe Unbefangenheit im Walde spielender Kinder. Ich bin ein Leser von Kriminalgeschichten. Und da kommt allerhand vor. Ja.

Trotzdem brülle ich ihn an: „Warum schließen Sie ab? Das ist vollkommen zwecklos! Machen Sie auf!“

Er sinkt leicht in den Knien ein, legt den Kopf ganz zurück und grinst teuflisch zu mir herauf. Dann löst er sich langsam aus seiner Pose, greift nach dem Türhebel und tut so, als könne er ihn noch fester hinabdrücken. Das ist natürlich aussichtslos, aber die Bewegung des Verschlusses allein scheint ihn zu befriedigen.

Warum hat der Mensch noch kein Wort gesprochen? Diese Stummheit ist schrecklich! Wenn ich nur einen Laut seiner Stimme hören könnte, ein Hüpfeln, ein Räuspern, ein... Aber nichts! Ein Schatten, ein Schemen lebt mit mir im selben Abteil. Einer, der nicht sprechen kann, nicht will... Was weiß ich!

Ich will mal den Schaffner fragen, wer der seltsame Schlafwagenreisende ist! Der Schaffner muß doch schließlich... Schön. Entschlossenes Vorgehen wird diesem Menschen noch am besten imponieren! Mit einem Satz springe ich zu Boden und will hinaus. Der Kerl hat mich in seinen Armen aufgefangen und hält mich fest. Dabei feixt er mich so vergnügt an, als sei es ein Hauptpaß für ihn, mich in seinen Armen zu haben. Ich will reden, will mich frei machen... Aber es gelingt nicht. Es scheint, daß ich jetzt auch stumm geworden bin. Meine Kehle gibt keinen Laut her. Und meine Kräfte sind erlahmt.

Ich komme erst wieder los von ihm, als er mich freigibt. Früher nicht. Und dann schiebt er mich mit sanftem Druck zur Leiter, die zum Oberbett führt, hebt mich eine Stufe hoch und drückt mich ganz nach oben.

Ängstlich turne ich mich empor und sehe schließlich da, wo ich schon vorher gesehen habe. Er mustert mich zufrieden, nickt und legt dann den Mantel ab. Aber immer den stehenden, prüfenden Blick auf mich gerichtet. Seine Augen halten mich im Bann, wie Dompueurblicke die wilden Bestien. Ich fühle, wie alle Aufsehnung gegen ein Schicksal von mir abfällt. Ich könnte ja schreien, um Hilfe rufen, die Notbremse ziehen... Aber es langt nicht mehr zum kleinsten Laut, zur armseligsten Bewegung. Es ist aus mit mir.

Jetzt beginnt er die Taschen seines Rockes zu entleeren. Langsam, Stück für Stück, mit einer Gründlichkeit, die schon an Bedanterie grenzt. Aber es kommen seltsame Dinge zum Vorschein. Nicht Füllfederhalter, Zigarettenspitze oder Schlüsselbund. Nein. Ein komisch geformter Wattenbausch, dem ein durchdringender Geruch entströmt... Eine schwarze

Maske... Ein täuschend gemachter Knebelbart, dessen Innenseite von frischem Mastix glänzt... Und zuletzt, ganz zuletzt, ein Revolver... Ein Revolver, dessen Lauf sich drohend auf mich richtet...

Kein Stummer also, kein Wahnsinniger! Ein Verbrecher! Es ist kein Zweifel mehr!

Weiß der Himmel, woher ich plötzlich wieder Kräfte nehme! Woher ich den Mut finde, ein zweitesmal den Sprung in die Tiefe zu wagen. Aber es ist wohl die Erkenntnis, daß nur so und nicht anders Hilfe kommen kann.

Mit einem Satz bin ich unten. Diesmal gelingt es ihm nicht, mich aufzufangen. Ich stoße ihn beiseite, erhasche den Hebel des Türverschlusses, schlage ihn hoch. Reiß die Tür auf. Stürme in den Korridor. Diesmal gerade in die Arme des Schaffners, der vorbeikommt.

„Manu, was gibts denn?“ fragte der Schaffner, und ich bin glücklich, endlich wieder menschliche Laute zu hören.

„Holen Sie meinen Rod!“ stoße ich hervor. „Ich schlafe hier nicht! Ich gehe hinüber in die zweite Klasse!“

Der Schaffner schüttelt den Kopf und tritt ins Abteil, um meinen Rod zu holen.

Und jetzt endlich höre ich zum erstenmal die Stimme meines Herrn vom Unterbett. Er tritt auf den Korridor hinaus und sagt zu einer Dame, die dort wartet, mit einer sanften Stimme im sächsischen Tonfall:

„Ru gomm mal rein, Tinschen, soäben is 'n Bettchen für dich freigeworden...“

## Kleine Geschichte vom Bodensee.

Auf der Mainau verbrachten wir einen herrlichen, leuchtenden Herbsttag mit klarem Wasserblauen, mit glutenden Dahlien und späten, sommermüden Rosen.

Und als es dämmerte, war das letzte Dampfschiff fortgefahren. Aber wir fanden einen alten Fischer mit seinem Sohn, die uns hinüberrudern wollten nach Meersburg, der Stadt der Annette von Droste-Hülshoff.

Das Bübele konnte rudern wie ein Alter.

Der Vater saß am Steuer, das war auch noch fast wichtiger, als das Rudern, denn es kam allgemach ein Sturm auf, so ein rechter, wüster Bodenseesturm, wie er dem Grafen Reppelin einmal in den Jahren vor dem Krieg die Lustschiffhalle, draußen auf dem Wasser, losgerissen hat, daß sie wie eine treibende Insel auf dem See herumschwamm und alle Schiffe gefährdete. Ich weiß noch wie heute, als wir damals in Friedrichshafen am Ufer standen und dem Rauscher der Wogen lauschten, die zimmerhoch heranbrausten durch die graue, dunkle Nacht.

Also, solch ein Sturm brach los, als wir kaum losgerudert waren von der Mainau.

Das Bübele hielt sich tapfer, und der Kahn tanzte aus Wellenberg in Wellental und so immer weiter.

Uns Landratten war es garnicht gemüthlich zu Mute, aber der Fischer sah wie ein Erzbild am Steuer und das Bübele schaffte, daß ihm der Schweiß in Wägen herabrann.

Zu helfen gab es da für uns nichts, wir hatten nur sein sitzen zu bleiben, damit der Kahn nicht umschlug im tobenden Element.

Blötzlich rief der Alte durch das Tosen hindurch: „Bübele, wenn du fein tapfer ruderst, gibts Zwetschenpännentuchen heute abend, so Gott will.“

Zuerst schwieg das Bübele und leckte sich, wie im Vorgeschmack kommender Genüsse, die Lippen, dann aber schrie es zurück: „Weißt, was ich glaube, Vater?“

„Na, was glaubst denn, Bübele?“

„Daß, wenn der liebe Gott zehnmal will, daß wir heut' zum Abend Zwetschenküchle essen, und die Frau Mutter wills nit, dann bekommen wir keine Küchle.“

Dann wars wieder still im Boot.

Allmählich beruhigte sich der Sturm, und bald stiegen wir gesund und munter in Meersburg ans Ufer.

Dort stand die Frau vom Fischer ein wenig besorgt.

Ich fragte sie: „Gute Frau, was gibts zum Abendbrot für Mann und Bübele?“

„Zwetschenpännentuchen.“

Da lachte das Bübele, hob die Hände zum Himmel auf, der nun wieder in Sternen brannte, und sagte aus tiefem Herzen heraus: „Ich dan' dir auch schön, lieber Gott, daß du das gleiche gewollt hast, wie die Mutter.“

Hans Gäßgen.